GENDER
OPEN
REPOSITORIUM

»Schatten, die einander gegenüberstehen« : Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes Wahlverwandtschaften

Stephan, Inge

1999

https://doi.org/10.25595/309

Veröffentlichungsversion / published version
Sammelbandbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Stephan, Inge: *»Schatten, die einander gegenüberstehen« : Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes Wahlverwandtschaften*, in: Greve, Gisela (Hrsg.): Goethe. Die Wahlverwandtschaften (Tübingen: edition diskord, 1999), 42-70. DOI: https://doi.org/10.25595/309.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

GOETHE. DIE WAHLVERWANDTSCHAFTEN

Herausgegeben von
Gisela Greve

edition diskord

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Goethe. Die Wahlverwandtschaften / hrsg. von Gisela Greve. [Beitr. von: Klaus Heinrich ...]. - Tübingen : Ed. diskord, 1999
ISBN 3-89295-669-3

Umschlaggestaltung:
Prof. Dr. Ruth Tesmar, Berlin

© 1999 edition diskord, Tübingen
Computer-Satz: Anne Schweinlin, Tübingen
Druck: Deile, Tübingen
ISBN 3-89295-669-3

Inhalt

Vorwort
7

Klaus Heinrich
»Das Bewußtsein ist keine hinlängliche Waffe«
Zur Faszination der *Wahlverwandtschaften* heute
11

Inge Stephan
»Schatten, die einander gegenüberstehen«
Das Scheitern familialer Genealogien in
Goethes *Wahlverwandtschaften*
42

Hermann Beland
»Und doch läßt sich die Gegenwart
ihr ungeheures Recht nicht rauben«
Zur Problematik eines zentralen Symbols in
Goethes *Wahlverwandtschaften*
71

Hartmut Böhme
»Kein wahrer Prophet«
Die Zeichen und das Nicht-Menschliche
in Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften*
97

Zu den Autorinnen und Autoren
125

Inge Stephan

»Schatten, die einander gegenüberstehen«

Das Scheitern familialer Genealogien in Goethes *Wahlverwandtschaften*

I

Ein überraschender Gast und zwei unerwünschte Geschichten

Im 10. Buch des 2. Teils der *Wahlverwandtschaften* – das Kind aus dem »doppelten Ehbruch« (S. 220) hat sich zu einem »tüchtigen Knaben« (S. 192) entwickelt und Charlotte und Ottilie kümmern sich vereint um den kleinen Otto – scheint sich der Roman einen Moment lang zum Guten wenden zu wollen: Eduard und Otto haben das Landgut verlassen, der eine ist in den Krieg gezogen, der andere in gräfliche Dienste getreten, das neue Haus ist fast fertiggestellt und »nahezu bewohnbar« (S. 193) und auch das Wetter zeigt sich von seiner angenehmsten Seite. In diese »schöne Zeit« (S. 194) fällt der Besuch eines englischen Lords, eines alten Bekannten Eduards, der ein »Kenner und Liebhaber« (ebd.) von Gartenanlagen ist und von den beiden Frauen freudig als Gast aufgenommen wird.

Diese idyllische Situation, die durch die interessanten Berichte des Gastes von seinen ausgedehnten Reisen noch intensiviert wird, verwandelt sich jedoch ganz plötzlich in eine »peinliche Lage« (S. 197). Auf die Frage, wo ihr Gast sich »gewöhnlich aufhalte« und »wohin er am liebsten zurückkehre« (S. 196), antwortet der Engländer mit dem Geständnis, daß er ein Heimatloser wäre, nachdem sein Sohn ihn verlassen und nach Indien gegangen sei:

»Ich habe mir nun angewöhnt, überall zu Hause zu sein, und finde zuletzt nichts bequemer, als daß andre für mich bauen, pflanzen und sich häuslich bemühen. Nach meinen eigenen Besitzungen sehne ich mich nicht zurück, teils aus politischen Ursachen, vorzüglich aber, weil mein Sohn, für den ich alles eigentlich getan und eingerichtet, dem ich es zu übergeben, mit dem ich es noch zu genießen hoffte, an allem keinen Teil nimmt, sondern nach Indien gegangen ist, um sein Leben dort, wie mancher andere, höher zu nutzen oder gar zu vergeuden.« (S. 196)

Merkwürdigerweise verliert der Engländer kein Wort über die Mutter des Sohnes, es scheint so, als ob es eine solche gar nicht gegeben hat. Sein Verdruß gilt allein dem ›verlorenen‹ Sohn und dem verwaisten Besitz:

»›Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten? Nicht ich, nicht einmal die Meinigen: fremde Gäste, Neugierige, unruhige Reisende.‹« (ebd.)

Auf die beiden Frauen haben die Reden des Engländers eine verheerende Wirkung. Beide werden aus dem mühsam hergestellten Gleichgewicht des Zusammenlebens herausgerissen. Vor allem Ottilie wird in den »schrecklichsten Zustand« (S. 197) versetzt:

»[...] es zerriß mit Gewalt vor ihr der anmutige Schleier, und es schien ihr, als wenn alles, was bisher für Haus und Hof, für Garten, Park und die ganze Umgebung geschehen war, ganz eigentlich umsonst sei, weil der, dem es alles gehörte, es nicht genösse, weil auch der, wie der gegenwärtige Gast, zum Herumschweifen in der Welt, und zwar zu dem gefährlichsten, durch die Liebsten und Nächsten gedrängt worden.« (ebd.)

Der Engländer scheint sich in der Rolle des ›ewigen Gastes‹ mit einem gewissen Behagen eingerichtet zu haben und nicht zu

merken, wie verletzend seine Äußerungen auf die beiden Frauen wirken:

»Ich bin an den Wechsel gewöhnt, ja er wird mir Bedürfnis, wie man in der Oper immer wieder auf eine neue Dekoration wartet, gerade weil schon so viele dagewesen. Was ich mir von dem besten und dem schlechtesten Wirtshause versprechen darf, ist mir bekannt; es mag so gut oder so schlimm sein, als es will, nirgends find ich das Gewohnte, und am Ende läuft es auf eins hinaus, ganz von einer notwendigen Gewohnheit oder ganz von der willkürlichsten Zufälligkeit abzuhangen. Wenigstens habe ich jetzt nicht den Verdruß, daß etwas verlegt oder verloren ist, daß mir ein tägliches Wohnzimmer unbrauchbar wird, weil ich es muß reparieren lassen, daß man mir eine liebe Tasse zerbricht und es mir eine ganze Zeit aus keiner andern schmecken will. Alles dessen bin ich überhoben, und wenn mir das Haus über dem Kopf zu brennen anfängt, so packen meine Leute gelassen ein und auf, und wir fahren zu Hofraum und Stadt hinaus. Und bei allen diesen Vorteilen, wenn ich es genau berechne, habe ich Ende des Jahres nicht mehr ausgegeben, als es mich zu Hause gekostet hätte.« (S. 197 f.)

Das finanzielle Argument am Ende wirft ein bezeichnendes Licht auf das parasitäre Verhältnis des Gastes.[1] Seine Unsensibilität strapaziert die Situation in einer unerträglichen Weise, so daß nur mit Mühe ein Eklat vermieden werden kann. Unfähig, auf die Verletzung offensiv reagieren zu können, adressieren die beiden Frauen die Ungehörigkeit des Gastes als Botschaft an sich selbst: Charlotte, mühsam um Fassung ringend, sieht sich unerwartet mit einer »unerfreulichen Stelle« (S. 197) ihres Lebens konfrontiert und Ottilie meint plötzlich eine »Klarheit« über ihre Situation gewonnen zu haben, wobei in beiden Fällen im Dunkeln bleibt, worin eigentlich die behauptete »Ähnlichkeit« (S. 198) der erzählten Lebensgeschichte des Gastes mit der seiner beiden Gastgeberinnen besteht. Offensichtlich wirkt der Gast nur als Katalysator in einer Situation, die weniger idyllisch ist, als sie zunächst erscheint. Das mühsam hergestellte familiale

Bündnis zwischen den beiden Frauen und dem Kind, das Leonardo da Vincis berühmtem Gemälde *Die Jungfrau, das Kind und die heilige Anna* nachgestellt zu sein scheint, zerbricht genau in dem Augenblick, wo die Genealogie der Geschlechter – als Abfolge vom Vater auf den Sohn – thematisiert und in Frage gestellt wird. Hinter der zur Schau gestellten Selbstzufriedenheit des Engländers als ›ewiger Gast‹ lauert die Angst vor dem Auseinanderbrechen familialer Ordnungen und das Entsetzen vor der Einsamkeit und Unbehaustheit. Die »Ähnlichkeit der Zustände« (S. 198), die der Begleiter des Engländers hellsichtig konstatiert, liegt tiefer als die Beteiligten wahrnehmen und der Erzähler suggeriert.

Die Novelle *Die wunderlichen Nachbarskinder*, die der Begleiter des Engländers gleichsam zur Wiedergutmachung als ›Gastgeschenk‹ präsentiert, führt das Scheitern familialer Genealogien an einem weiteren Beispiel vor. Auf den ersten Blick scheint die Novelle die Geschichte zweier Liebender zu erzählen, die nach vielen Irrungen und Wirrungen doch noch ein Paar werden. Von den Eltern bereits als Kinder zu Ehepartnern bestimmt, entfernen sich die »wunderlichen Nachbarskinder« – in Umkehrung der Geschichte von Romeo und Julia – voneinander statt zusammenzuwachsen. Das Mädchen, eine Miniaturausgabe von Kleists Penthesilea, wütet so heftig gegen den sanften Knaben, daß die Eltern den ursprünglichen Plan, aus den beiden Kindern ein Paar zu machen, rasch aufgeben. Im Laufe der Zeit legt sich jedoch das heftige Temperament des Mädchens und durch die Verlobung mit einem anderen Mann scheint sie mit der weiblichen Rolle vollständig ausgesöhnt zu sein. Die Rückkehr des Nachbarssohnes, der sich in der Ferne zu einem stattlichen und gewinnenden jungen Mann entwickelt hat, läßt die alte Leidenschaft bei dem jungen Mädchen wieder aufflammen, die sich nun aber nicht länger als Haß, sondern als verzehrende Liebe äußert. Es kommt zu einem dramatischen Auftritt. Auf einer Schiffsreise, die der Nachbarssohn für das junge Paar or-

ganisiert hat, stürzt sich das junge Mädchen mit einer melodramatischen Geste vom Schiff ins Wasser, um den »ehemals Gehaßten und so heftig Geliebten« (S. 203) zu strafen:

> »Er sollte ihr totes Bild nicht loswerden, er sollte nicht aufhören, sich Vorwürfe zu machen, daß er ihre Gesinnungen nicht erkannt, nicht erforscht, nicht geschätzt habe.« (ebd.)

Das Mädchen wird jedoch von dem Geliebten, der zum Glück ein guter Schwimmer ist, gerettet. In der Hütte eines jungen Ehepaares, wohin der Nachbarssohn die scheinbar Tote als »Beute« gebracht hat, gelingt es »den schönen, halbstarren, nackten Körper« (S. 205) wieder ins Leben zu rufen. In den Brautkleidern des jungen Ehepaares kehren die beiden Nachbarskinder »wie in einer sonderbaren Verkleidung« (S. 206 f.) in die Gesellschaft, die sie bereits tot geglaubt hatte, zurück und erbitten von den Eltern den Segen zu der Verbindung:

> »Die Geretteten warfen sich vor ihnen nieder. ›Eure Kinder!‹ riefen sie aus, ›ein Paar.‹ – ›Verzeiht!‹ rief das Mädchen. ›Gebt uns Euren Segen!‹ rief der Jüngling. ›Gebt uns Euren Segen!‹ riefen beide, da alle Welt staunend verstummte. ›Euren Segen!‹ ertönte es zum drittenmal, und wer hätte den versagen können!« (S. 207)

Derjenige, der den Segen hätte verweigern können – der düpierte Bräutigam nämlich, der aus Sorge um die Braut »fast die Besinnung« (S. 206) verloren hatte, scheint in dem Schlußtableau vergessen worden zu sein. Oder doch nicht? Ist er es, der die dritte Bitte um Segen ertönen läßt und durch seine Großmut die märchenhafte Zusammenführung des Paares ermöglicht? Oder ertönt am Ende gar die Stimme Gottes? Wie dem auch sei – der ›vergessene Bräutigam‹ am Schluß und die fehlende Zuordnung der dritten Stimme, die wie ein Echo der beiden ersten wirkt, rückt die Geschichte als Ganzes ins Zwielicht, das noch durch die anschließende ›Enthüllung‹ verstärkt wird, daß die

Novelle in Wahrheit weder eine Fiktion noch eine Neuigkeit, sondern die ›nachgetragene Vorgeschichte‹ des Hauptmannes ist. Als solche wird sie jedenfalls von Charlotte wahrgenommen.

> »Der Erzählende machte eine Pause oder hatte vielmehr schon geendigt, als er bemerken mußte, daß Charlotte höchst bewegt sei; ja sie stand auf und verließ mit einer stummen Entschuldigung das Zimmer; denn die Geschichte war ihr bekannt. Diese Begebenheit hatte sich mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen, zwar nicht ganz wie sie der Engländer erzählte, doch war sie in den Hauptzügen nicht entstellt, nur im einzelnen mehr ausgebildet und ausgeschmückt, wie es dergleichen Geschichten zu gehen pflegt, wenn sie erst durch den Mund der Menge und sodann durch die Phantasie eines geist- und geschmackreichen Erzählers durchgehen. Es bleibt zuletzt meist alles und nichts, wie es war.« (S. 207)

Die behauptete Ähnlichkeit zwischen der erzählten Geschichte und der Lebensgeschichte des Hauptmannes wird durch den sich anschließenden Erzählerkommentar so gründlich in Frage gestellt, daß am Ende völlig unklar ist, welche Beziehung zwischen Novelle und der Geschichte des Hauptmannes eigentlich besteht. Ist der Hauptmann, der in dem Roman als Junggeselle, Heimat- und Besitzloser eingeführt wird, der ›vergessene Bräutigam‹, der in der Novelle als ein »junger Mann [...] von Stand, Vermögen und Bedeutung, beliebt in der Gesellschaft, gesucht von Frauen« (S. 200) vorgestellt wird? Oder ist er der glückliche Nachbarssohn? Für das erste könnte die Wunschgehemmtheit sprechen, die Hauptmann und Bräutigam zu Doppelgängern in der Verfehlung des Begehrten machen, für das zweite, daß Nachbarssohn und Hauptmann beide dem »Soldatenstande« angehören.

Eine eindeutige Interpretation ist unmöglich. Die »Bezüge und Verwandtschaften« (S. 209), über die die gesellige Runde im Anschluß an die erzählte Novelle im Zusammenhang mit dem Pendelexperiment, in das der Begleiter des Engländers die

beiden Frauen verwickelt, spekulieren, werden vom Erzähler systematisch verwischt und gleichzeitig so mystifiziert, daß ›sicher‹ allein die Reaktion Charlottes ist: Sie ist »höchst bewegt« und verläßt die Gesellschaft wortlos. In modifizierter Form wiederholt sich damit die Reaktion, mit der Ottilie auf die erste Erzählung reagiert hatte. In beiden Fällen erklärt das Erzählte nicht die Heftigkeit der Reaktion, die sich als körperliche Symptomatik äußert und sich sprachlich nicht manifestieren kann. Es ist m. E. nicht so sehr die Erinnerung an den jeweiligen Geliebten, wie auf der Oberflächenebene des Romans suggeriert wird, als vielmehr die schockartige Erkenntnis, daß der Liebe keine Dauer beschieden ist – weder der zwischen den Geschlechtern, noch der zwischen Eltern und Kindern – und daß alle Beziehungen, die auf der Dauerhaftigkeit vergänglicher Gefühle aufbauen, zum Scheitern verurteilt sind.

II

Ein vehementes Plädoyer für die Ehe und zwei kuriose Reformvorschläge

Der Roman bearbeitet diese schockartige Erkenntnis auf verschiedenen Ebenen und in immer neuen Konstellationen. Bereits der Titel spielt auf das rätselhafte Verhältnis von Attraktion und Abstoßung an, das sich als Widerspruch durch die Menschen- und Naturgeschichte zieht. Die Problematik von Eheschließung und Ehescheidung wird aber nicht nur in den unterschiedlichsten Paarkonstellationen und deren Zerfall vorgeführt, sondern sie wird auch in Gesprächen sehr direkt thematisiert. Dem 11. Kapitel des 1. Buches, in dem »die verhängnisvolle Nacht zwischen Charlotte und Eduard« und der »doppelte Ehbruch« (Inhaltsübersicht) erzählt wird, sind zwei Kapitel vorangestellt, in denen die »gesellschaftliche und sittliche Problematik der Ehe« (ebd.)

von zwei verschiedenen Seiten beleuchtet wird. Die Ankündigung, daß der Graf und die Baronesse – alte Freunde Eduards und Charlottes »aus früherer Hofzeit« (S. 70) – einen Besuch machen wollen und um ein Nachtlager bitten, kommt besonders Charlotte »ungelegen« (ebd.), da sie fürchtet, daß Ottilie, das »gute reine Kind« (ebd.) durch das Beispiel dieses Paares, das die Regeln der Moral so eklatant verletzt, verdorben werden könnte. Mittler, der durch Zufall zu den Freunden stößt, ist entsetzt, als er hört, welcher Besuch sich angekündigt hat. Panikartig ergreift er die Flucht, um mit den verhaßten Gästen »nicht unter einem Dache bleiben« (S. 71) zu müssen. Hellseherisch nimmt er die spätere Entwicklung vorweg:

> »›[...] nehmt euch in acht; sie bringen nichts als Unheil! Ihr Wesen ist wie ein Sauerteig, der seine Ansteckung fortpflanzt.‹« (S. 71)

Bevor er die vier Freunde »verdrießlich« (S. 72) verläßt, hält er ein Plädoyer für die Ehe, das aus dem Munde eines notorischen Junggesellen und rastlosen ›Vermittlers‹, der es sich zur Maxime gemacht hat, »in keinem Hause zu verweilen, wo nichts zu schlichten« (S. 20) ist, aber einen merkwürdigen Beiklang hat und durch den eifernden Ton, in dem es vorgetragen wird, an Überzeugungskraft verliert.

> »Man suchte ihn zu begütigen, aber vergebens. ›Wer mir den Ehstand angreift,‹ rief er aus, ›wer mir durch Wort, ja durch Tat diesen Grund aller sittlichen Gesellschaft untergräbt, der hat es mit mir zu tun; oder wenn ich sein nicht Herr werden kann, habe ich nichts mit ihm zu tun. Die Ehe ist der Anfang und der Gipfel aller Kultur. Sie macht den Rohen mild, und der Gebildetste hat keine bessere Gelegenheit, seine Milde zu beweisen. Unauflöslich muß sie sein; denn sie bringt so vieles Glück, daß alles einzelne Unglück dagegen gar nicht zu rechnen ist. Und was will man von Unglück reden? Ungeduld ist es, die den Menschen von Zeit zu Zeit anfällt, und dann beliebt er sich unglücklich zu finden. Lasse man den Augen-

blick vorübergehen, und man wird sich glücklich preisen, daß ein so lange Bestandenes noch besteht. Sich zu trennen gibts gar keinen hinlänglichen Grund. Der menschliche Zustand ist so hoch in Leiden und Freuden gesetzt, daß gar nicht berechnet werden kann, was ein Paar Gatten einander schuldig werden kann. Es ist eine unendliche Schuld, die nur durch die Ewigkeit abgetragen werden kann. Unbequem mag es manchmal sein, das glaub ich wohl, und das ist eben recht. Sind wir nicht auch mit dem Gewissen verheiratet, das wir oft gerne los sein möchten, weil es unbequemer ist, als uns je ein Mann oder eine Frau werden könnte?‹« (S. 71 f.)

Das adlige Paar scheint durch die »freie Weise«, durch die »Heiterkeit« und den hohen »Anstand« (S. 72), die sie im Umgang mit den vier Freunden zeigen, die schlechte Meinung, die Mittler von ihnen hegt, zu widerlegen. Es entwickeln sich lebhafte Gespräche und die Wahl des Französischen erlaubt eine gewisse Sorglosigkeit bei der Wahl der Themen:

»[...] Man bediente sich der französischen Sprache, um die Aufwartenden von dem Mitverständnis auszuschließen, und schweifte mit mutwilligem Behagen über hohe und mittlere Weltverhältnisse hin. Auf einem einzigen Punkt blieb die Unterhaltung länger als billig haften, indem Charlotte nach einer Jugendfreundin sich erkundigte und mit einiger Befremdung vernahm, daß sie ehstens geschieden werden sollte.« (S. 73)

Auf Charlottes Bestürzung, daß die Freundin nun wieder ›unversorgt‹ und ihr »Schicksal im Schwanken« (ebd.) ist, reagiert der Graf mit weltmännischer Gelassenheit:

»›Eigentlich, meine Beste‹, versetzte der Graf, ›sind wir selbst schuld, wenn wir auf solche Weise überrascht werden. Wir mögen uns die irdischen Dinge und besonders die ehlichen Verbindungen gern so recht dauerhaft vorstellen, und was den letzten Punkt betrifft, so verführen uns die Lustspiele [...] zu solchen Einbildungen, die mit dem Gange der Welt nicht zusammentreffen. In der Komö-

die sehen wir eine Heirat als das letzte Ziel eines durch die Hindernisse mehrerer Akte verschobenen Wunsches, und im Augenblick, da es erreicht ist, fällt der Vorhang, und die momentane Befriedigung klingt bei uns nach. In der Welt ist es anders; da wird hinten immer fortgespielt, und wenn der Vorhang wieder aufgeht, mag man gern nichts weiter davon sehen noch hören.‹« (S. 74)

Als Gewährsmann für seine Eheskepsis zitiert der Graf einen Freund, der folgenden Vorschlag gemacht hat:

»›[...] Einer von meinen Freunden [...] behauptete: eine jede Ehe solle nur auf fünf Jahre geschlossen werden. Es sei, sagte er, dies eine schöne, ungrade, heilige Zahl und ein solcher Zeitraum eben hinreichend, um sich kennenzulernen, einige Kinder heranzubringen, sich zu entzweien und, was das Schönste sei, sich wieder zu versöhnen.‹« (S. 74)

Vergeblich versucht Charlotte das Gespräch zu entschärfen. Der Graf, der sonst ein überaus höflicher und aufmerksamer Gesprächspartner ist, übergeht die Ablenkungsmanöver seiner Gastgeberin geflissentlich und stellt noch einen weiteren Vorschlag des bereits zitierten Freundes vor:

»›Jener Freund‹, so fuhr er fort, ›tat noch einen andern Gesetzvorschlag: Eine Ehe sollte nur alsdann für unauflöslich gehalten werden, wenn entweder beide Teile oder wenigstens der eine Teil zum drittenmal verheiratet wäre. Denn was eine solche Person betreffe, so bekenne sie unwidersprechlich, daß sie die Ehe für etwas Unentbehrliches halte. Nun sei auch schon bekannt geworden, wie sie sich in ihren frühern Verbindungen betragen, ob sie Eigenheiten habe, die oft mehr zur Trennung Anlaß geben als üble Eigenschaften. Man habe sich also wechselseitig zu erkundigen; man habe ebensogut auf Verheiratete wie auf Unverheiratete achtzugeben, weil man nicht wisse, wie die Fälle kommen können.‹« (S. 75)

Dieses Plädoyer für die ›Dritt-Ehe‹ und die launige Zustimmung, die Eduard äußert, stehen in merkwürdigem Widerspruch zu der jeweiligen familiären Situation der Gesprächspartner: Der Graf ist das erste Mal verheiratet und strebt mit der Baronesse auf seine (und ihre) zweite Ehe zu (siehe S. 153, 159). Für Eduard und Charlotte handelt es sich um die zweite Ehe, nachdem beide mit anderen Partnern bzw. Partnerinnen in erster Ehe verheiratet waren: Eduard wurde – so rekapituliert der Erzähler am Anfang des Romans – von seinem Vater in eine »seltsame, aber höchst vorteilhafte Heirat mit einer viel älteren Frau« (S. 14) gedrängt, die bald stirbt und ihn als wohlhabenden Mann zurückläßt. Von dem Geld kann Eduard das Landgut kaufen, auf das er sich mit Charlotte zurückzieht. Charlotte wurde nach eigener Aussage von ihren Eltern gezwungen, einen »wohlhabenden, nicht geliebten, aber geehrten« Mann (S. 11) zu heiraten. Die in dieser Ehe geborene Tochter Luciane hat sie nach dem Tod des Mannes in ein Pensionat gegeben, um gemeinsam mit Eduard, ihrem alten Jugendfreund, eben die Verbindung zu schließen, die bislang in ihrer beiden Wahrnehmung von den Umständen verhindert worden ist. Auch wenn der Graf und die Baronesse an dieser Wahrnehmung gewisse Zweifel anmelden – der Graf wirft Eduard vor, daß er damals nicht »beharrlicher« (S. 77) um Charlotte geworben habe, und die Baronesse gibt Charlottes kokettem »Umhersehen« nach andern Männern die »Schuld« (ebd.) daran, daß Eduard sich auf Reisen begeben hat –, so erscheinen Charlotte und Eduard in der sentimentalischen Rückerinnerung des Grafen nicht nur als das »schöne Paar« (ebd.) bei Hofe, sondern sie stellen für ihn auch gegenwärtig »ein wahrhaft prädestiniertes Paar« (ebd.) dar, »das, einmal zusammengegeben, weder fünf Jahre zu scheuen, noch auf eine zweite oder gar dritte Verbindung hinzusehen brauchte« (S. 77 f.). An diese überschwengliche Hochstilisierung der Beziehung, die die vorherigen frivolen Bemerkungen Lügen zu strafen scheint, schließt der Graf eine heftige Kritik an den beiden

ersten Ehen seines Gastgeberpaares an, um dann ganz unvermittelt zum Frontalangriff gegen die Ehe an sich überzugehen:

> »›Ihre ersten Heiraten‹, fuhr er mit einiger Heftigkeit fort, ›waren doch so eigentlich rechte Heiraten von der verhaßten Art, und leider haben überhaupt die Heiraten – verzeihen Sie mir einen lebhafteren Ausdruck – etwas Tölpelhaftes; sie verderben die zartesten Verhältnisse, und es liegt doch eigentlich nur an der plumpen Sicherheit, auf die sich wenigstens ein Teil etwas zugute tut. Alles versteht sich von selbst, und man scheint sich nur verbunden zu haben, damit eins wie das andere nunmehr seiner Wege gehe.‹« (S. 78)

Damit aber hat er offensichtlich die Grenze überschritten, die insbesondere Charlotte im Gespräch eingehalten sehen will. Mit einer »kühnen Wendung« (S. 78), die uns der Erzähler im Wortlaut leider vorenthält, beendet sie abrupt das Gespräch.

Die ›Brandsätze‹, die der Graf und die Baronesse durch ihre bloße Anwesenheit, durch ihre freizügigen und anspielungsreichen Reden, durch ihre verlockenden Angebote und verführerischen Einladungen, vor allem aber durch das demonstrative Ausleben ihrer Beziehung, die so offensichtlich keine platonische ist, in die Gemeinschaft der vier Freunde legen, entwickeln jedoch eine Sprengkraft, die sich durch keine noch so »kühne Wendung« mehr bremsen läßt. Der Gang der weiteren Entwicklung scheint Mittler recht zu geben. Aber wird damit auch sein Plädoyer für die Ehe im nachhinein bestätigt? Ich denke nicht: Die Antipoden Mittler, der ehemalige Geistliche, und der Baron, der überzeugte Lebemann, vertreten im Roman entgegengesetzte Ehekonzepte, die viel mit ihren eigenen Lebensgeschichten, aber wenig mit den eigentlichen Kräften zu tun haben, die den Roman der Katastrophe zutreiben lassen. Die moralisch-sittliche und die frivol-anzügliche Argumentationsebene, auf der die »Problematik der Ehe« (Inhaltsverzeichnis) von Mittler und dem Grafen abgehandelt wird, kann nicht die Untiefen verdecken, die sich zwischen den vier Hauptfiguren des Romans auftun.

III

Paare ohne Kinder und aussterbende Geschlechter

Wenn es im Roman heißt, daß Eduards ganzes Wesen Ottilie ›entgegenströmt‹ (vgl. S. 93), wird damit auf eine Kraft angespielt, die etwas anderes ist als das Streben nach Ordnung, Dauer, Besitz und Versorgung, von der Mittler spricht, die sich aber auch von der Suche nach dem Abenteuer, der Ablenkung und der schnellen Befriedigung unterscheidet, von der der Graf redet. Warum aber, wenn diese Kraft tatsächlich so stark ist, wie der Roman mit dem Verweis auf die ›Gesetze der Anziehung und Abstoßung in der Chemie‹ suggeriert, setzt sich diese Kraft nicht über alle Hindernisse hinweg? Warum findet der Ehebruch nur im ›Kopf‹ und nicht in der ›Realität‹ statt? Ohne den Roman mit einer psychoanalytischen Lesart überfrachten zu wollen, möchte ich den Blick auf eine Auffälligkeit lenken, die sich aus der Perspektive meiner Fragestellung geradezu aufdrängt: Bis auf wenige Ausnahmen zeigt der Roman nur Paare ohne Kinder und aussterbende Geschlechter. Die erste Ehe Eduards ist kinderlos geblieben – ob das an dem fortgeschrittenen Alter der Frau oder an der Beziehungsstruktur zwischen »Sohn« und »Mütterchen« (S. 11) liegt, sei dahingestellt. Die Tochter Luciane aus Charlottes erster Ehe ist eine hektische, umtriebige Person und als Mutter und Fortsetzerin der mütterlichen Linie schwer vorstellbar. Mutter und Tochter sind sich so fremd, daß Charlotte in Ottilie ihre eigentliche Tochter sieht. Der Hauptmann bleibt, obwohl zwischendurch von einer Aussicht auf eine vorteilhafte Heirat die Rede ist (S. 105) ledig und nimmt die Vaterrolle, die ihm Eduard gern zuschieben möchte, nicht an. Der ›Wechselbalg‹ Otto hat keine Überlebenschancen, weil er – so eine mögliche These – vom Vater nicht als ›Stammhalter‹ angenommen wird. Als Charlotte Eduard darum bittet, Ottilie wieder in die Pension zurückzuschicken, fragt sie ihren Mann:

»›Kann Ottilie glücklich sein, wenn sie uns entzweit, wenn sie mir einen Gatten, seinen Kindern einen Vater entreißt?‹« (S. 107)

Den in dieser verklausulierten Frage enthaltenen Hinweis auf eine mögliche aktuelle oder künftige Vaterschaft Eduards wird von Eduard, der zu diesem Zeitpunkt von der bestehenden Schwangerschaft Charlottes noch nichts weiß, brüsk zur Seite geschoben, wenn er sagt:

»›Für unsere Kinder, dächte ich, wäre gesorgt,‹« sagte Eduard lächelnd und kalt; etwas freundlicher aber fügte er hinzu: »Wer wird auch gleich das Äußerste denken!‹« (ebd.)

Auch als der Sohn geboren ist, verweigert Eduard die Vaterrolle. Auf die Vorhaltung des Hauptmannes, der inzwischen zum Major befördert worden ist, daß durch die Geburt des Sohnes eine neue Situation entstanden sei und daß Vater und Mutter nun »vereint für seine Erziehung und für sein künftiges Wohl sorgen« (S. 212) müßten, antwortet Eduard schroff:

»›Es ist bloß ein Dünkel der Eltern‹, versetzte Eduard, ›wenn sie sich einbilden, daß ihr Dasein für die Kinder so nötig sei. Alles, was lebt, findet Nahrung und Beihülfe; und wenn der Sohn nach dem frühen Tode des Vaters keine so bequeme, so begünstigte Jugend hat, so gewinnt er vielleicht ebendeswegen an schnellerer Bildung für die Welt, durch zeitiges Anerkennen, daß er sich in die andere schicken muß, was wir denn doch früher oder später alle lernen müssen.‹« (S. 213)

Selbst in den Tagträumereien des Vaters hat der Sohn keinen Platz. Die mögliche Lösung, die Eduard vorschlägt, daß er selbst dem Hauptmann Charlotte und dieser ihm Ottilie zuführen möge (S. 214), basiert auf der Trennung von dem Sohn.

»Da das Kind bei der Mutter bleiben sollte, so würde der Major den Knaben erziehen, ihn nach seinen Einsichten leiten, seine Fähigkei-

ten entwickeln können. Nicht umsonst hatte man ihm dann in der Taufe ihren beiderseitigen Namen Otto gegeben.« (S. 218)

Auch in den geheimen Phantasien des Majors ist der kleine Otto, der doch seine Züge trägt, ein bloßer Störfaktor. Über seinen Tod kann nicht einmal er Trauer empfinden:

»Ein solches Opfer schien ihm nötig zu ihrem allseitigen Glück. Er dachte sich Ottilien mit einem eignen Kind auf dem Arm, als den vollkommensten Ersatz für das, was sie Eduarden geraubt; er dachte sich einen Sohn auf dem Schoße, der mit mehrerem Recht sein Ebenbild trüge als der abgeschiedene.« (S. 226)

Als Eduard den Knaben das erste Mal erblickt, schrickt er, wie er Ottilie gesteht, vor ihm wie vor dem Zeugen eines »Verbrechens« (vgl. S. 86) zurück:

»›[...] Warum soll ich das harte Wort nicht aussprechen: dies Kind ist aus einem doppelten Ehbruch erzeugt! es trennt mich von meiner Gattin und meine Gattin von mir, wie es uns hätte verbinden sollen. Mag es denn gegen mich zeugen, mögen diese herrlichen Augen den deinigen sagen, daß ich in den Armen einer andern dir gehörte; mögest du fühlen, Ottilie, recht fühlen, daß ich jenen Fehler, jenes Verbrechen nur in deinen Armen abbüßen kann!‹« (S. 220)

Der Tod des Kindes erscheint in dieser Perspektive wie die Beseitigung eines lästigen Zeugen. Aber auch das phantasierte Glück in Ottiliens Armen wird so ungetrübt nicht sein, wenn man die Buß- und die Gefängnismetaphorik in Eduards Aussagen ernst nimmt.

Die Beziehung zu Ottilie ist freilich nicht nur durch den »Ehbruch« und den Tod des Kindes belastet. Bereits von Anfang an liegt über ihr etwas Unschickliches. Ottilie wird in den Roman als »liebes Kind« (S. 16) eingeführt und sie verläßt ihn als »himmlisches Kind« (S. 249). Zum einen ist sie ›Wunsch‹- und

›Wahltochter‹ Charlottes, die an die Stelle der eigenen, ungeliebten Tochter die Nichte stellt, zum anderen ist sie Kind eines Vaters, der auch noch nach seinem Tode sorgsam über der Tochter wacht. Das Medaillon, das Ottilie als Erinnerungsstück an den verstorbenen Vater um den Hals trägt, wird von Eduard als Herausforderung und Abschreckung zugleich wahrgenommen. Seine Sorge, Ottilie könne sich durch das Medaillon verletzen, entbehrt nicht einer gewissen Komik (vgl. S. 57). Als Ottilie das Medaillon schließlich ablegt, ist es Eduard, »als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilie niedergelegt hätte« (S. 58, vgl. auch S. 245). Trotzdem kommt es nicht zu einer Vereinigung der Liebenden, weil sich – so steht zu vermuten – das Tabu auf einer neuen Ebene wiederherstellt.

Eduard befindet sich sowohl in der Beziehung zu seiner ersten wie zu seiner zweiten Frau in der Rolle des Sohnes, in der Beziehung zu Ottilie aber in der Position des Vaters. Diese doppelte und widersprüchliche familiale Einbindung läßt ihn als Liebhaber so schwach erscheinen und macht ihm die biologische Vaterschaft und die Fortpflanzung des eigenen Geschlechts im Sinne der Übergabe von Besitz und gesellschaftlichem Rang letztlich unmöglich. Die Zeugung des unglücklichen Knaben Otto beruht zumindest von der Seite Eduards her auf einer doppelten Verwechslung und Verfehlung: Nicht nur weil Eduard in dem »doppelten Ehbruch« an die Stelle der ›Mutter‹ Charlotte die ›Tochter‹ Ottilie phantasiert, sondern auch weil sein Begehren, das seit langer Zeit abgestorben zu sein scheint, überhaupt erst durch das Begehren eines anderen Mannes wiederbelebt wird. Der Graf schwärmt mit so großer »Lebhaftigkeit von der Schönheit Charlottens« (S. 82) und gibt sich mit solcher Inbrunst der Vorstellung hin, »ihren Schuh küssen« zu dürfen (ebd.), daß Eduard statt zu Ottilie zu gehen, zu der ihn eigentlich »ein unüberwindliches Verlangen« (S. 84) treibt, an Charlottes Tür klopft, um eben das zu tun, von dem der Graf phantasiert hatte:

»Er verwickelte den rätselhaften Besuch in rätselhafte Erklärungen. ›Warum ich denn eigentlich komme,‹ sagte er zuletzt, ›muß ich dir nur gestehen. Ich habe ein Gelübde getan, heute abend noch deinen Schuh zu küssen.‹« (S. 85)

Eduard nähert sich der eigenen Frau gewissermaßen als Stellvertreter eines anderen. Seine kritische Selbsteinsicht am Ende des Romans, als er Ottilies Hungertod nachzuahmen versucht, daß sein »ganzes Bestreben nur immer eine Nachahmung« (S. 254) gewesen sei, läßt sich auf verschiedene Situationen im Roman übertragen: Etwas »Eigenes« (S. 150) hat Eduard – darin Charlottes Tochter Luciane ähnlich – nicht ausgebildet. Nicht einmal der Name gehört ihm wirklich. Als »Otto« ist er Doppelgänger des Hauptmannes bzw. Majors, der an seinem Namen im Gegensatz zu Eduard jedoch festhält, im Roman aber nie mit diesem angeredet wird. Wer aber nichts »Eigenes« (ebd.) darstellt, kann – so eine mögliche Lesart des Romans – die Geschlechterfolge nicht fortsetzen und ist auf ›Ersatzbefriedigungen‹ angewiesen. Die große Bedeutung des Besitzes als »neuer Schöpfung« (S. 26), die intensive Beschäftigung mit Baumpflanzen und -propfen, die übertriebene Feier von Geburts- und Namenstagen, das aufwendige Nachstellen von ›lebenden Bildern‹, das Räsonnement gegenüber Affen und den »Affenwesen« (Inhaltsübersicht) und nicht zuletzt die lieblose Äußerung über Eduards »Flötendudelei« (S. 95), die der Hauptmann Charlotte gegenüber macht und die Ottilie Eduard nicht ohne Häme hinterträgt – all dies könnte von hier aus eine plausible Erklärung finden.

Das Ende des Romans zeigt, daß die ganze hektische Geschäftigkeit letztlich vergeblich ist, weil es keine Kinder gibt, die den Besitz übernehmen werden. Die melancholische Frage des Engländers, »Wer genießt jetzt meine Gebäude, meinen Park, meine Gärten?« (S. 196), stellt sich in verschärfter Weise für die weitläufigen Schloß- und Gartenanlagen, die die vier Freunde mit so viel Geld, Mühe, Geschmack und einer Heer-

schar von Hilfskräften und Bediensteten angelegt haben. Der Eindruck des »Geisterhaften« (S. 90), der sich Charlotte bereits sehr früh aufdrängt, deutet darauf hin, daß lange vor dem Untergang des Kindes, der tödlichen Anorexie Ottilies und dem theatralischen Nachsterben Eduards ein Bewußtsein dafür besteht, daß die Lebendigkeit aus den Figuren längst entwichen ist. Diese begegnen sich wie ›Familiengespenster‹ in einem tableau vivant, das dem bürgerlichen Trauerspiel nachgestellt und die ›toten Gesellschaften‹ und ›blutleeren Helden‹ des *Nachsommer* und des *Stechlin* vorwegzunehmen scheint.[2]

IV

Familiendesaster total

Dieser Eindruck der Unlebendigkeit geht aber nicht nur von den Männerfiguren – insbesondere von den drei Ottos – aus, sondern in gewisser Weise auch von Charlotte und Ottilie. Bereits ihre Namen machen sie zu von Männern abgeleiteten Figuren. Der Name Charl*otte* verweist nicht nur auf »Otto«, sondern noch auf einen weiteren männlichen Namen, während der Name *Ott*ilie sich allein von »Otto« herleitet.[3] Aufgrund der doppelten männlichen Konnotation von Charlottes Namen erstaunt es nicht, daß sie als die Tatkräftigere und Redegewandtere im Roman erscheint. Während Ottilie sich fast nie am Gespräch beteiligt, weiß sich Charlotte mit ›kühnen Wendungen‹ zu behaupten und ist auch ohne männlichen Beistand überlebensfähig. In dem »Bund« (S. 233) mit Ottilie ist sie die Führende. Das Selbstbewußtsein, mit dem Charlotte auftritt, hat jedoch seinen Preis. Eduard ist jedenfalls mehr von der schweigsamen Ottilie[4] als von seiner spitzzüngigen Frau angezogen:

> »Des andern Morgen sagte Eduard zu Charlotten: ›Es ist ein angenehmes, unterhaltendes Mädchen.‹

›Unterhaltend?‹ versetzte Charlotte mit Lächeln; ›sie hat ja den Mund noch nicht aufgetan.‹
›So?‹ erwiderte Eduard, indem er sich zu besinnen schien, ›das wäre doch wunderbar!‹« (S. 46)

Ottilie in ihrer Zurückhaltung entspricht mehr dem Bild traditioneller Weiblichkeit als die redegewandte Charlotte. Sowohl der Gehülfe, der auf der Suche nach einer »einstimmenden Gattin« (S. 177) ist, als auch der Architekt, der Ottilie in seinen Madonnenbildern vervielfacht (S. 137), und last not least der Graf, der eine ›väterliche‹, von der Baronesse argwöhnisch betrachtete Neigung für Ottilie entwickelt (vgl. S. 178), sind von Ottilies hingebungsvoller Weiblichkeit begeistert. Ottilie hat all das im Übermaß, was Charlotte fehlt und was diese entschieden ablehnt. Nicht ohne Schärfe kritisiert sie die ihrer Meinung nach übertriebene »Dienstbarkeit«, die Ottilie vor allem Männern gegenüber an den Tag legt:

»Diese anständige Dienstbarkeit Ottiliens machte Charlotten viel Freude. Ein einziges, was ihr nicht ganz angemessen vorkam, verbarg sie Ottilien nicht. ›Es gehört‹, sagte sie eines Tages zu ihr, ›unter die lobenswürdigen Aufmerksamkeiten, daß wir uns schnell bücken, wenn jemand etwas aus der Hand fallen läßt, und es eilig aufzuheben suchen. Wir bekennen uns dadurch ihm gleichsam dienstpflichtig; nur ist in der größern Welt dabei zu bedenken, wem man eine solche Ergebenheit bezeigt. Gegen Frauen will ich dir darüber keine Gesetze vorschreiben. Du bist jung. Gegen Höhere und Ältere ist es Schuldigkeit, gegen deinesgleichen Artigkeit, gegen Jüngere und Niedere zeigt man sich dadurch menschlich und gut; nur will es einem Frauenzimmer nicht wohl geziemen, sich Männern auf diese Weise ergeben und dienstbar zu bezeigen.‹« (S. 49)

In gewisser Weise kommt jedoch auch Charlotte den Männern entgegen. Vor allem Eduard gegenüber agiert sie mit großer Nachsicht. Sie ist klug genug zu bemerken, daß sie trotz allem

für ihren Mann eine immer noch viel zu selbständige Partnerin ist. Der Bau der »Mooshütte« (S. 7), den sie mit großem Aufwand betreibt, kann als Versuch verstanden werden, in der Beziehung zu Eduard jene erotische Atmosphäre künstlich zu erzeugen, die sich in der Begegnung zwischen Ottilie und Eduard so spontan herstellt. Die Unzufriedenheit Eduards – die Hütte ist ihm zu »eng«, die umgebende Landschaft nicht ›belebt genug‹ (S. 8) – signalisiert bereits am Anfang des Romans das Ungenügen, das er in der Beziehung empfindet und das er mit dem Pfropfen junger Bäume zu kompensieren sucht.

Mit der wechselseitigen und einvernehmlichen Aufnahme von Eduards Freund Otto und Charlottens Nichte Ottilie in die Zweierbeziehung versuchen beide eine Ehe zu beleben, die von Charlotte eher aus Entgegenkommen (vgl. S. 11), von Eduard mehr aus »Eigensinn« denn aus »Liebe« (S. 225) geschlossen worden ist. Die alte Leidenschaft ist längst erloschen, wenn sie denn überhaupt jemals bestanden hat. Obgleich »ungefähr von denselben Jahren« (S. 11) wie Eduard, fühlt sich Charlotte als Frau rascher gealtert, während Eduard nach ihrer Meinung gerade in die Jahre gekommen ist, »wo der Mann erst liebefähig und erst der Liebe wert wird« (S. 17). Die Assoziation »So war meine Mutter« (S. 17), die Eduard im Gespräch mit Charlotte spontan entschlüpft, und die Bemerkung des Erzählers, daß Eduard etwas »Kindliches« (S. 54, vgl. auch S. 14) habe, verweisen auf ein Gefälle in der Beziehung, das Eduard vergeblich zu seinen Gunsten zu verändern sucht, wenn er Charlotte im Eingangsgespräch etwas von oben herab als »liebes Kind« (S. 9) anspricht. Durch das Hinzukommen Ottiliens tritt dann eine Figur in die Runde, die Eduard das Überlegenheitsgefühl wieder zurückgibt, das ihm die mütterliche Charlotte vergeblich zu vermitteln sucht. Im Gegensatz zu Charlotte weiß sich Ottilie an den gemeinsamen Musikabenden »der Spielart Eduards anzupassen« (S. 62). Vor allem aber entzückt sie Eduard durch das Kopieren jener Texte, bei deren »Ab-

schrift« ihm ursprünglich Charlotte zu helfen versprochen hatte (vgl. S. 12):

> »Endlich trat sie herein, glänzend von Liebenswürdigkeit. Das Gefühl, etwas für den Freund getan zu haben, hatte ihr ganzes Wesen über sich selbst gehoben. Sie legte das Original und die Abschrift vor Eduard auf den Tisch. ›Wollen wir kollationieren?‹ sagte sie lächelnd. Eduard wußte nicht, was er erwidern sollte. Er sah sie an, er besah die Abschrift. Die ersten Blätter waren mit der größten Sorgfalt, mit einer zarten weiblichen Hand geschrieben, dann schienen sich die Züge zu verändern, leichter und freier zu werden; aber wie erstaunt war er, als er die letzten Seiten mit den Augen überlief! ›Um Gottes willen!‹ rief er aus, ›was ist das? Das ist meine Hand!‹ Er sah Ottilien an und wieder auf die Blätter, besonders der Schluß war ganz, als wenn er ihn selbst geschrieben hätte. Ottilie schwieg, aber sie blickte ihm mit der größten Zufriedenheit in die Augen. Eduard hob seine Arme empor: ›Du liebst mich!‹ rief er aus, ›Ottilie, du liebst mich!‹ und sie hielten einander umfaßt. Wer das andere zuerst ergriffen, wäre nicht zu unterscheiden gewesen.« (S. 88 f.)

Zeitgleich zu dieser verqueren Szene, in der es nicht so sehr um das Lieben, als vielmehr um das Geliebtwerden geht, ereignet sich die Annäherung zwischen dem Hauptmann und Charlotte. Anders als die narzißtische Selbstbespiegelungsszene zwischen Eduard und Ottilie, in der die Frau nur Echo des Mannes sein kann, basiert die Annäherung zwischen Charlotte und dem Hauptmann zunächst auf der potentiellen Gleichberechtigung der Partner. Bei einer gemeinsamen Kahnfahrt, die Eduard durch seinen überstürzten Aufbruch ermöglicht, hält der Hauptmann die Ruder zwar allein in der Hand, es erscheint ihm aber durchaus wünschenswert und vorstellbar, daß auch die Freundin das Ruder ergreift: »Sie werde das selbst lernen, es sei eine angenehme Empfindung, manchmal allein auf dem Wasser hinzuschwimmen und sein eigner Fähr- und Steuermann zu sein« (S. 90). Charlotte nimmt diese Worte des Hauptmannes aber

nicht als Hochschätzung ihrer Person, sondern sie hört nur die Andeutung des Abschieds heraus: »Bei diesen Worten fiel der Freundin die bevorstehende Trennung aufs Herz. ›Sagt er das mit Vorsatz?‹ dachte sie bei sich selbst. ›Weiß er schon davon? vermutet ers? Oder sagt er es zufällig, so daß er mir bewußtlos mein Schicksal vorausverkündigt?‹« (ebd.) Die sonst so mutige Charlotte entwickelt plötzlich eine »Ängstlichkeit« (ebd.), die weder zu ihr noch zu der Situation paßt, aber dazu führt, daß der Hauptmann sich als ihr Retter bewähren kann:

> »Ihm blieb nichts übrig, als in das Wasser zu steigen, das seicht genug war, und die Freundin an das Land zu tragen. Glücklich brachte er die liebe Bürde hinüber, stark genug, um nicht zu schwanken oder ihr einige Sorgen zu geben; aber doch hatte sie ängstlich ihre Arme um seinen Hals geschlungen. Er hielt sie fest und drückte sie an sich. Erst auf einem Rasenabhang ließ er sie nieder, nicht ohne Bewegung und Verwirrung. Sie lag noch an seinem Halse; er schloß sie aufs neue in seine Arme und drückte einen lebhaften Kuß auf ihre Lippen; aber auch im Augenblick lag er zu ihren Füßen, drückte seinen Mund auf ihre Hand und rief: ›Charlotte, werden Sie mir vergeben?‹« (S. 90 f.)

Diese Szene hat nicht nur deshalb etwas Groteskes, weil Charlotte in ihr in die ›klassische‹ Weiblichkeitsrolle schlüpft, sondern vor allem, weil sie – was man freilich bei der ersten Lektüre noch nicht wissen kann – die Wiederholung einer Szene ist, die an späterer Stelle als »Begebenheit«, die sich angeblich »mit dem Hauptmann und einer Nachbarin wirklich zugetragen« (S. 205) hat, im Roman erzählt wird. Mit wem auch immer der Hauptmann in der Novelle *Die wunderlichen Nachbarskinder* identisch gewesen sein mag, die ›Rettung‹ Charlottes fällt gegen die abenteuerliche Rettungsszene in der Novelle entschieden ab: Aus dem »großen Strome« ist ein ›seichtes Gewässer‹ geworden, aus dem »wohl ausgeschmückten Schiff« ein schlichter Kahn, aus der »schönen Beute« eine »liebe Bürde« und aus dem

abenteuerlichen, mit dichten Büschen bewachsenen Rettungsplatz ein »Rasenabhang«. So erstaunt es nicht, daß in der verschobenen Wiederholungsszene sich die Liebenden trennen statt sich zu vereinigen. Der Hauptmann schwächt den »lebhaften Kuß« in einen unverfänglichen Handkuß ab, wahrt das abstandheischende Sie, bittet um Vergebung für die Übertretung der gesellschaftlichen Etikette und begibt sich gleichsam in die ›Warteposition‹, aus der ihn nur die Aktivität Charlottes befreien könnte. Anders als die kämpferische Nachbarstochter in der »Novelle«, die die Initiative ergreift, sich dem Geliebten mit einem entschlossenen »›Wir wollen zusammenbleiben‹« (S. 206) an den Hals wirft, schreckt Charlotte vor einer solchen amazonischen Geste zurück und zieht sich statt dessen auf die Position der Mutter, am Ende gar der Großmutter zurück.

> »Der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurückgegeben, brachte Charlotten wieder zu sich selbst. Sie drückte seine Hand, aber sie hob ihn nicht auf. Doch indem sie sich zu ihm hinunterneigte und eine Hand auf seine Schultern legte, rief sie aus: »Daß dieser Augenblick in unserm Leben Epoche mache, können wir nicht verhindern; aber daß sie unser wert sei, hängt von uns ab. Sie müssen scheiden, lieber Freund, und Sie werden scheiden [...] Nur insofern kann ich Ihnen, kann ich mir verzeihen, wenn wir den Mut haben, unsre Lage zu ändern, da es von uns nicht abhängt, unsre Gesinnung zu ändern.« Sie hub ihn auf und ergriff seinen Arm, um sich darauf zu stützen, und so kamen sie stillschweigend nach dem Schlosse.« (S. 91)

Wenn man die beiden ›Liebesszenen‹ vergleicht, fällt auf, daß das Thema ›Original‹ und ›Kopie‹ in beiden Szenen – einmal ganz offen, das andere Mal eher verdeckt – behandelt wird. Der Eindruck des »Geisterhaften« (S. 90), der Charlotte bei der Kahnfahrt mit dem Hauptmann beschleicht, mag mit ihrem feinen Gespür dafür zusammenhängen, daß sich etwas ereignen wird, das nur eine fade Wiederholung und angesichts des fort-

geschrittenen Alters beider Beteiligten eher peinliche Repetition alter Muster ist. Die Ängstlichkeit Charlottes ist ebenso disfunktional wie das Zaudern des Hauptmanns, von dem man aufgrund seiner soldatischen Herkunft mehr ›Angriffslust‹ erwartet hätte. Aber gerade in diesem Zaudern erweist er sich als Doppelgänger des Bräutigams in der »Novelle«.

Die Szene zwischen Eduard und Ottilie ist noch gespenstischer, nicht zuletzt deshalb, weil beide es gar nicht merken: Ottilie kopiert Manuskripte Eduards, die – wie Charlotte kritisch meint – erst durch eine sorgfältige Bearbeitung »ein erfreuliches Ganzes« (S. 12) werden könnten. Ottilie verschwendet ihre Zeit also an die bloße Wiederholung wirrer Aufzeichnungen. Eduard aber fühlt sich geschmeichelt, daß sich Ottilie so hingebungsvoll »für ihn beschäftigt« (S. 84) und deutet die Verdoppelung seiner Handschrift als untrüglichen Liebesbeweis.

In beiden Fällen wird die Frage des ›Originals‹ vom Erzähler gezielt ins Zwielicht gerückt. Das gilt für die »verworrenen Hefte und Blätter« (S. 12) Eduards von seinen Reisen, die Ottilie als Vorlage für ihr Kopieren dienen wie für die vom Engländer erzählte »Novelle«, in der nach Meinung des Erzählers oder Charlottes – wer an dieser Stelle eigentlich spricht, ist nicht zu entscheiden – »alles und nichts« so geblieben ist, »wie es war«. (S. 207)

Die beiden Liebesszenen – wenn man sie unter der hier vorgeschlagenen Perspektive von ›Original‹ und ›Kopie‹ liest – rücken nicht nur die beiden Männer ins Zwielicht, sondern sie werfen auch ein merkwürdiges Licht auf die beiden Frauenfiguren. Das, was auf den ersten Blick so rührend naiv und vorbildlich sittlich erscheint – die kindliche Freude Ottilies, »etwas für den Freund getan zu haben« (S. 88), und die matronenhafte Entsagung, die sich Charlotte auferlegt, führen letztlich zur Verfehlung des anderen. Es sind – so lassen sich die Interpretationsergebnisse zusammenfassend zuspitzen – nicht der ›Zufall‹ und keine ›Naturgesetze‹[5], die die Figuren aufeinander zu- und wie-

der voneinander wegtreiben lassen, sondern es sind die ›Übererfüllung‹ der weiblichen und die ›Untererfüllung‹ der männlichen Geschlechterrollen, die weder aus Eduard alias Otto & Ottilie noch aus dem Hauptmann alias Otto & Charlotte Paare werden lassen. Die zwanghafte Verstrickung in Geschlechtermuster, in denen Aktivität und Passivität stereotyp geschlechtsspezifisch aufgeteilt sind, führt zum Untergang der Figuren und zur Auslöschung ganzer Geschlechterketten. Die Geschlechterrollen, die von den Figuren – auch und gerade wenn sie sie verfehlen – bestätigt und vom Erzähler, der freilich keine unangefochtene Instanz im Roman ist, als wesensmäßige festgeschrieben werden (vgl. S. 171), entwickeln im Roman eine solche selbstzerstörerische Kraft, daß die Reproduktion der Gattung nicht mehr gewährleistet ist: »Familiendesaster«[6] total.

V

Das traurige Los der Junggesellen

Wenn man den Blick von den vier Hauptfiguren abwendet und die Aufmerksamkeit auf die Nebenfiguren – insbesondere auf den Gehülfen und den Architekten – richtet, erscheinen die »Familiendesaster« in einem noch anderen Licht als bisher. Unter der heterosexuellen Matrix, die dem Roman als Erzählmuster unterlegt ist, wird eine homosoziale Struktur[7] sichtbar, von der aus sich die Frage nach den Geschlechterverhältnissen und der Geschlechterfolge neu stellen läßt. Interessant ist in diesem Zusammenhang der apodiktische Ausspruch »Der Mann verlangt den Mann« (S. 174), der von dem Gehülfen in einem Gespräch mit Charlotte und Ottilie formuliert wird. In dem Gespräch, in dem es um die richtige Erziehung von Knaben und Mädchen geht, vertritt der Gehülfe ein Erziehungsprogramm, das auf der rigiden Trennung der Geschlechter basiert. Für die Knaben

fordert der Gehülfe eine strenge soldatische Ausbildung. Die Mädchen dagegen sollen ausschließlich auf ihre spätere Rolle als Mütter vorbereitet werden. Im Gegensatz zu den Knaben, die stets Uniform tragen müssen, sollen Mädchen »mannigfaltig gekleidet gehen, jede nach eigner Art und Weise, damit eine jede fühlen lernte, was ihr eigentlich gut stehe und wohl zieme« (S. 174). Für die freie Kleiderwahl der Mädchen spricht sich der Gehülfe vor allem deswegen aus, weil Frauen seiner Meinung nach dazu bestimmt seien, »ihr ganzes Leben allein zu stehen und allein zu handeln« (ebd.). Auf den Einwand Charlottes, daß ihr dieses Argument »paradox« erscheine, weil Frauen »doch fast niemals allein« (ebd.) seien, erwidert der Gehülfe:

> »›[...] Man betrachte ein Frauenzimmer als Liebende, als Braut, als Frau, Hausfrau und Mutter, immer steht sie isoliert, immer ist sie allein und will allein sein [...] Jede Frau schließt die andere aus, ihrer Natur nach; denn von jeder wird alles gefordert, was dem ganzen Geschlechte zu leisten obliegt. Nicht so verhält es sich mit den Männern. Der Mann verlangt den Mann; er würde sich einen zweiten erschaffen, wenn es keinen gäbe; eine Frau könnte eine Ewigkeit leben, ohne daran zu denken, sich ihresgleichen hervorzubringen.‹« (S. 174)

Der homosoziale Grundtenor der Argumentation ist unüberhörbar. Die Frau wird auf ihre Funktion als Mutter reduziert und von den anderen Frauen und den Männern isoliert. Ihre Aufgabe, den künftigen Nachwuchs der Gesellschaft (Soldaten und neue Mütter) zu reproduzieren, kann sie am besten erfüllen, wenn sie sich ausschließlich darauf konzentriert. Für eine von dieser Aufgabe unabhängige Beziehung zum Mann ist in der Vorstellungswelt des Gehülfen kein Platz. Die Männer, die sich in männerbündischen Formationen am wohlsten fühlen[8], brauchen die Frauen auch gar nicht – außer zur Erzeugung des Nachwuchses.

In gewisser Weise wird die Meinung des Gehülfen von der Konstruktion des Romans mit den doppelten Ottos bestätigt.

Eduard braucht den Hauptmann ebenso wie er auf den Grafen angewiesen ist, um sich als Begehrender überhaupt revitalisieren zu können. Was aber ist das Begehren des Gehülfen? Sein Versuch, Ottilie als »Gehülfin« und »einstimmende Gattin« (S. 177) für sein dubioses Erziehungsprojekt zu gewinnen, scheitert – abgesehen von Ottilies Desinteresse – an seiner verklemmten Haltung Frauen gegenüber. Im Grunde genommen ist er ein Zölibateur, der nicht die Frau braucht, sondern den Mann sucht. In abgewandelter Form gilt das auch für den Architekten, für den Ottilie das Vorbild der »Madonna« schlechthin ist, vor der jedes geschlechtliche Begehren zur Ruhe zu kommen hat. Die monomanische Besessenheit, mit der er Ottilies Gesicht in den »Engelgesichtern« beim Ausmalen der Kirche vervielfältigt (S. 136) und seine aufwendige Installation, in der Ottilie als Madonna mit dem Kind posiert, er selbst sich aber als Hirte im Hintergrund hält (S. 169), bestätigt das vom Gehülfen vertretene Geschlechtermodell, in der die Beziehung zwischen Mann und Frau ausschließlich auf die Erzeugung des Nachwuchses konzentriert ist, so »daß alles Licht vom Kinde ausgeht« (S. 168).

Es überrascht nicht, daß der Architekt ebenso wie der Gehülfe keine erfolgreichen Bewerber um Ottilies Hand sind. Mit einer bestickten Weste als Abschiedsgeschenk (S. 171) wird der Architekt von den Frauen entlassen, um dem Gehülfen Platz zu machen, dessen »Hoffnungen« (S. 185), Ottilie für sich gewinnen zu können, ebenfalls völlig illusionär sind. Das frühzeitige Verschwinden aus dem Roman erspart den beiden Männern zwar das Miterleben von Ottilies Hungertod, es zeigt aber, daß auch sie das ›Romanziel‹ verfehlt haben. Als Junggesellen bleiben sie von der Reproduktion der Gattung ebenso ausgeschlossen wie die vier Hauptfiguren. Es gibt keinen Anhaltspunkt dafür, daß sie Familien gründen werden. Der Gehülfe wird die Kinder anderer Paare erziehen und der Architekt wird Häuser für fremde Familien bauen.

Der Roman erzählt das Aussterben der ›ottonischen‹ Linie mit einer Konsequenz, die um so unbarmherziger wirkt, als im Gegensatz zu dem unglücklichen Knaben Otto (S. 222) der namenlose Knabe aus dem Volk gemeinsam vom Hauptmann und dem Chirurgus vor dem Ertrinkungstod (S. 102) gerettet wird. Wenn man das »schöne, blasse Kind« (S. 165) hinzunimmt, das in der Madonna-mit-Kind-Inszenierung in Ottilies Armen selig schlummert, dann drängt sich der Eindruck auf, daß allein die Kinder aus dem Volke überlebensfähig sind. Von hier aus könnte der Roman als bitterer gesellschaftskritischer Kommentar des Autors Goethe zum Untergang einer alten, steril gewordenen Klasse und zum Aufstieg einer neuen ›unverbrauchten‹ Klasse gelesen werden.[9]

Anmerkungen

Die Zitate werden im folgenden direkt im Text nachgewiesen. Textgrundlage: Goethe, Johann Wolfgang: Die Wahlverwandtschaften. Ein Roman. München 1980 (dtv/identisch mit dem 6. Bd. der ›Hamburger Ausgabe‹, 9. überarb. Aufl. 1977).

Von der Forschung zu den *Wahlverwandtschaften* habe ich mit besonderem Gewinn folgende Arbeiten gelesen:

Benjamin, W. (1977): Goethes Wahlverwandtschaften. In: ders.: Gesammelte Schriften. Hg. v. Thiedemann, R. & Schweppenhäuser, H. Bd. 1,1, Frankfurt/M., S. 123–201.

Bolz, N. W. (Hg.) (1981): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim.

Hörisch, J. (1992): Die andere Goethe-Zeit. München.

Bersier, G. (1997): Goethes Rätselparodie der Romantik: Eine neue Lesart der »Wahlverwandtschaften«. Tübingen.

Eine erste Einführung bietet das Goethe-Handbuch in 4 Bd., Hg. v. Witte, B. u. a. (Bd. 3, S. 152–186) Stuttgart 1997.

1 Vgl. zum parasitären Status des Gastes die Studie von Serres, M. (1987): Der Parasit. Frankfurt/M. und demnächst die Arbeit von Bürner-Kotzam, R. (1998): Vertraute Gäste – Befremdende Begegnungen in Texten des bürgerlichen Realismus. Diss. phil. Berlin (Humboldt-Universität).

2 Vgl. Kolbe, J. (1968): Goethes Wahlverwandtschaften und der Roman des 19. Jahrhunderts. Stuttgart.

3 Vgl. zur ›Alchemie der Namen‹ die Aufsätze von Schlaffer, H. (1981): Namen und Buchstaben in Goethes Wahlverwandtschaften. In: Bolz, N. W. (Hg.): Goethes Wahlverwandtschaften. Kritische Modelle und Diskursanalysen zum Mythos Literatur. Hildesheim, S. 211–230; Oellers, N. (1982): Warum eigentlich Eduard? Zur Namen-Wahl in Goethes »Wahlverwandtschaften«. In: Genio Huius Loci: Dank an Leiva Petersen. Hg. v. Kuhn, D. & Zeller, B., Köln, S. 215–235.

4 S. Kaempfer, W. (1992): Das Schweigen Ottilies. In: Kamper, D. & Wulf, Chr. (Hg.): Schweigen. Unterbrechung und Grenze der menschlichen Wirklichkeit. Berlin, S. 217–224.

5 Vgl. Michelsen, P. (1996): Wie frei ist der Mensch? Über Notwendigkeit und Freiheit in Goethes »Wahlverwandtschaften«. In: Goethe-Jahrbuch, Bd. 113, S. 140–160.

6 Vgl. zum Begriff ›Familiendesaster‹ die schöne Arbeit von Matt, P. von (1995): Verkommene Söhne, mißratene Töchter. Familiendesaster in der Literatur. München u. Wien.

7 Zum Begriff der ›Homosozialität‹ vgl. Sedgwick, E. (1985): Between Men. New York; dies. (1990): Epistemology of the Closet. Berkeley u. Los Angeles. Siehe auch Erhart, W. & Herrmann, B. (Hg.) (1997): Wann ist der Mann ein Mann? Zur Geschichte der Männlichkeit. Stuttgart.

8 Zum ›Männerbund‹ vgl. Theweleit, K. (1994): Buch der Könige. Bd. 2x. Frankfurt/M.

9 Vgl. Vaget, H. R. (1980): Ein reicher Baron. Zum sozialgeschichtlichen Gehalt der »Wahlverwandtschaften«. In: Jahrbuch der deutschen Schiller-Gesellschaft, Bd. 24, S. 123–161; Gilli, M. (1989): Das Verschweigen der Geschichte in Goethes »Wahlverwandtschaften«. In: »Sie und nicht wir«. Die Französische Revolution und ihre Wirkung auf Norddeutschland und das Reich. Hg. v. Herzig, A. u. a. Hamburg, S. 553–566.